

Was bedeutet es, nach sexueller Gewalt in der Kindheit selbst Kinder zu haben? Unterstützung für Betroffene als Beitrag zu Kinderschutz und Prävention

Barbara Kavemann

I. Einleitung

In den letzten Jahren wurde in Deutschland sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend intensiver zum Thema von Forschung gemacht. Die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) 2014 aufgelegte Förderlinie „Sexueller Missbrauch in pädagogischen Kontexten“ begrenzte die Forschungsperspektive auf pädagogische Institutionen und die Situation der dort stationär, teilstationär oder temporär lebenden Mädchen und Jungen. Die 2017 aufgelegte zweite Förderphase setzt diesen Schwerpunkt fort. Sexueller Missbrauch ist jedoch nicht nur dann ein relevantes pädagogisches Thema, wenn Kinder und Jugendliche wegen der Übergriffe in der Schule Probleme haben oder nicht mehr in ihrer Herkunfts-familie leben können und in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe untergebracht werden, wo sie erneut dem Risiko sexueller Gewalt ausgesetzt sind.¹ Auch die Familie ist ein Ort pädagogischer/erzieherischer Praxis. Die Folgen selbst erlebten sexuellen Missbrauchs auf die Fähigkeit verlässliche Bindungen einzugehen und anzubieten, auf das erzieherische Handeln und die Fähigkeit Kinder zu schützen, müssen gesehen und aus der Perspektive gewaltbetroffener Eltern und mitbetroffener Kinder verstanden werden.

Das Verhältnis von Müttern und Vätern, die in Kindheit und Jugend sexuelle Gewalt erlebt haben, zu eigenen Kindern und ihre Vorstellungen

1 *Helfferich/Kavemann/Kindler/Schürmann-Ebenfeld/Nagel*, Stigma macht vulnerabel, gute Beziehungen schützen. Sexueller Missbrauch in den Entwicklungsverläufen von jugendlichen Mädchen in der stationären Jugendhilfe, Diskurs Kindheits- und Jugendforschung 2017, 261; *Allroggen/Rau/Spröber/Fegert*, Sexuelle Gewalt unter Jugendlichen. Erscheinungsformen und Prävalenz, Nervenheilkunde 2012, 19; *Fegert/Wolff* (Hrsg.), Kompendium "Sexueller Missbrauch in Institutionen", Weinheim, 2015.

von Erziehung sind Thema von – überwiegend quantitativer – Forschung. Der Blick der Forschung richtet sich vor allem auf die Bindungsfähigkeit von Müttern mit kleinen Kindern. Generell werden vermutete Abweichungen und Defizite bei der Versorgung und Erziehung von Kindern erhoben. Weniger in den Blick genommen wurde bislang die subjektive Auseinandersetzung betroffener Frauen und Männer mit eigener Elternschaft und der Verantwortung für Kinder. Qualitative narrative Interviews, wie die im Folgenden ausgewerteten, können in Ergänzung zu strukturierten Erhebungen die individuelle Wahrnehmung möglicher Risiken und Belastungen sichtbar werden lassen.

Im Folgenden soll der Schwerpunkt darauf gelegt werden, was es für diejenigen, die sexuelle Gewalt als Kind erlebt haben, bedeutet, selbst Kinder zu bekommen, aufzuziehen bzw sich mit dem Gedanken an eigene Kinder auseinanderzusetzen. Welche Bedeutung messen Betroffene ihren Gewalterlebnissen bei Fragen der Familienplanung oder des Verhältnisses zu ihren Kindern bei? Welche Kräfte sehen sie am Werk, die ihnen in Vergangenheit und Gegenwart das Eltern-Sein erschweren oder erleichtern? Grundlage für die Ausführungen sind Interviews aus der noch laufenden Studie „Erwartungen Betroffener an die Arbeit der Unabhängigen Aufarbeitungskommission. Erhebung von Erwartungshaltungen an Anhörungen, gesellschaftliche Anerkennung, Gerechtigkeit und Aufarbeitung“,² die vom Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut zu Geschlechterfragen / FIVE (SoFFI F.) im Auftrag der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs durchgeführt wird. In einem ersten Auswertungsdurchgang zur Fragestellung dieses Artikels wurde eine Anzahl von 14 Interviews ausgewählt, in denen Elternschaft und Kinderwunsch thematisiert wurden.

Dieser Artikel kann und will zunächst nicht mehr als die Thematik anreißen und die Erfahrungen und Perspektiven der Betroffenen in ihrer Heterogenität sichtbar machen. Ausgangspunkt ist die subjektive Perspektive der Betroffenen. Erkenntnisse, die aus dem Interviewmaterial gewonnen werden können, sind relevant für Fragen der Unterstützung von Betroffenen und ihren Familien mit Blick auf Kinderschutz und Prävention sowie für weitere Forschung.

2 www.erwartungsaufarbeitung.de/; durchgeführt von Barbara Kavemann, Bianca Nagel und Cornelia Helfferich, unter Mitwirkung von Daniel Doll, Vivianna Klarmann, Annemarie Köffers und Lisa Vatter.

II. Forschung im Überblick

Forschung, die sich der Frage zugewandt hat, was das Erleben sexuellen Missbrauchs in der eigenen Kindheit für späteres Handeln als Mutter bzw Vater eines Kindes und für Partnerschaft, Kinderwunsch und Familienplanung bedeutet, kommt zu unterschiedlichen, teilweise gegensätzlichen Ergebnissen. „Results suggest the existence of a relationship between CSA³ and parenting stress though this association is mostly mediated by other variables, including depression and other stressors. Clearer definitions of CSA and use of validated questionnaires are essential to progress this field of research.“⁴ Einige Studien konstatieren bei den Befragten überwiegend frühe und zahlreiche Beziehungen sowie frühe und zahlreiche Schwangerschaften.⁵ Andere Studien beschreiben auch die Entscheidung Betroffener, eher keine Kinder zu haben und intime Beziehungen zu vermeiden.⁶ Alle diese Möglichkeiten und zusätzlich viele Zwischenformen dürften real vorkommen.

Konflikte mit der Entscheidung für oder gegen Elternschaft und Kinder haben viele Mütter und Väter. Postnatale Depressionen bei Frauen können unterschiedliche Gründe haben. Pubertät ist für die meisten Eltern eine echte Herausforderung. Es wäre vorschnell, alle Probleme von Eltern mit einer Geschichte sexueller Gewalt in der Kindheit ausschließlich dieser Geschichte zuzuschreiben. Depressionen sind jedoch eine sehr häufige Folge von sexuellem Missbrauch. Festgestellte Defizite bei den elterlichen Kompetenzen und dem Erziehungsstil⁷ weisen auf eine spezifische Bedeutung von schwerem sexuellem Missbrauch in der Biographie von Müttern hin, aber auch auf eine ganz ähnliche Auswirkung anderer Formen von Schädigungen in der Kindheit wie Misshandlung und Vernachlässigung. Betont wird, dass fehlende soziale Unterstützung großen Anteil an Problemen der Betroffenen mit ihren Kindern hat. Die starke Stigmatisierung

3 CSA=Child sexual abuse.

4 Hugill/Berry/Fletcher, The association between historical childhood sexual abuse and later parenting stress, Archives of women's mental health 2017, 257.

5 Rudolph/Zimmer-Gembeck/Shanley/Hawkins, Child Sexual Abuse Prevention Opportunities, Child Maltreatment 2018, 96.

6 Kavemann/Graf van Kesteren/Rothkegel/Nagel, Erinnern, Schweigen und Sprechen nach sexueller Gewalt in der Kindheit, Wiesbaden, 2016.

7 Ruscio, Predicting the child-rearing practices of mothers sexually abused in childhood, Child Abuse & Neglect 2001, 369.

Betroffener, die im Zusammenwirken mit dem Schweigegebot zu sozialer Isolation führen kann, muss hier mitgedacht werden.

In Befragungen von Müttern dominieren Themen von Angst und Schutz der Kinder bzw die Sorge, sie nicht schützen zu können. Hugill ua sichteten in ihrem Review 14 Studien (bis 2016) – mit von sexuellem Missbrauch betroffenen Müttern mit kleinen Kindern –, die Auswirkungen von sexuellem Missbrauch auf eigene Elternschaft untersucht haben. Einige Studien fanden einen direkten Zusammenhang zwischen dem früheren sexuellen Missbrauch und „parental stress“, überwiegend deuten die Ergebnisse auf indirekte Zusammenhänge mit dem Level aktueller Depression bzw anderen aktuellen Stressoren hin. „CSA may increase the risk of experiencing depression, which then affects the experience of parenting, or in turn CSA may cause difficulties in parenting which then may give rise to feelings of depression.“⁸ Andere Variablen, wie gute soziale Unterstützung und Zufriedenheit in der Partnerschaft, konnten einen Ausgleich schaffen. Die Autor*innen empfehlen vor allem die Qualifizierung von Hebammen und Frühen Hilfen sowie eine Routinebefragung von Schwestern und jungen Müttern, um die spezifischen Probleme von betroffenen Müttern rechtzeitig erkennen und Unterstützung vermitteln zu können. Courtenay ua werteten 44 qualitative Interviews mit Müttern aus, die wegen sexuellem Missbrauch in der Kindheit Unterstützung suchten.⁹ Die Frauen thematisierten ihre Bemühungen, die eigenen Kinder vor Missbrauch zu schützen, indem sie ihnen zB Kontakt mit den Tätern von damals untersagten, und indem sie mit den Kindern präventiv über sexuellen Missbrauch sprachen. Einige waren in ständiger Angst um ihre Kinder und einige mussten erleben, dass ein Kind trotz ihrer Bemühungen sexuell missbraucht wurde. Die Autor*innen empfehlen den Ausbau von therapeutischer Versorgung vor allem für Mütter mit posttraumatischer Belastungsstörung (PTBS) oder dissoziativen Störungen, um den Problemen einer Bindungsstörung entgegenzuwirken. Dass die Hälfte der interviewten Frauen keine Auswirkungen des sexuellen Missbrauchs auf ihre elterlichen Kompetenzen sah, warf für die Autor*innen die Fragen auf, ob die Mütter tatsächlich keine Auswirkungen sahen, ob sie sich aufgrund des eigenen Erlebens gut geeignet fühlten oder ob sie sich der Risiken und der

8 Hugill/Berry/Fletcher, Archives of women's mental health 2017, 257, 267.

9 Courtenay/Cavanaugh/Harper/Classen/Palesh/Koopman/Spiegel, Experiences of Mothers Who Are Child Sexual Abuse Survivors, Journal of child sexual abuse 2015, 506.

Problematik nicht bewusst waren. Viele Frauen berichteten von sexuellen Problemen und die Autorinnen warfen die Frage auf, wie sie vor diesem Hintergrund mit ihren Töchtern und Söhnen über Sexualität sprechen können. Hier wird weiterer Forschungsbedarf gesehen, aber auch Bedarf an spezifischen Beratungsangeboten. Die Studie weist aber auch auf die Chance des posttraumatischen Wachstums hin: Betroffene haben dadurch die Möglichkeit, ihren Kindern die Sicherheit beim Aufwachsen zu bieten, die sie selbst nicht bekommen haben.

In Befragungen von Vätern dominierten die Angst den Kindern ungewollt zu schaden und Reaktionen im Umfeld, die davon ausgehen, dass männliche Opfer zu Tätern werden. Wark und Vis sichteten die wenigen Studien, die sexuell missbrauchte Männer zum Thema Elternschaft befragt haben.¹⁰ Väter beschrieben ein „Erbe“ des sexuellen Missbrauchs, das sie mit sich ins Erwachsenenleben trugen und an andere – gerade auch eigene Kinder – weitergeben konnten. Einige sahen dieses Erbe als Risiko und vermieden Nähe und Intimität mit den Kindern. Sie hatten das öffentlich populäre Modell vom Kreislauf der Gewalt – Opfer werden zu Tätern – verinnerlicht und befürchteten, eine Gefahr für eigene Kinder zu sein. Andere Männer sahen das Potential, ein neues Erbe frei von Missbrauch zu schaffen, als eine Form, die erlebte Gewalt zu überwinden.

Die bisherige Forschung zum Thema Elternschaft nach sexuellem Missbrauch hat einen engen Blick auf spezifische Zielgruppen wie Drogen konsumierende oder sehr junge Mütter mit kleinen Kindern bzw psychisch kranke Mütter. Ein qualitativer Forschungszugang, der sich eher der Vielfalt der Betroffenen zuwendet und offener fragt, könnte weitere Erkenntnisse gewinnen. „There is a particular need for qualitative investigations that ask survivors who are mothers general questions about the impact of child sexual abuse on their lives rather than those that specifically ask about the impact of child sexual abuse on parenting. The former approach would allow survivors to describe effects that may impact parenting but that survivors do not consciously link to affecting their parenting.“¹¹ Eine Unterstützung von Betroffenen in ihrer Elternrolle könnte ein maßgeblicher Beitrag zur Prävention sein und ihre positive Zuwendung zu ihren

10 Wark/Vis, Trauma, Effects of Child Sexual Abuse on the Parenting of Male Survivors, Violence & Abuse 2016, 1.

11 Courtenay/Cavanaugh/Harper/Classen/Palesh/Koopman/Spiegel Journal of child sexual abuse 2015, 506.

Kindern zu einer Stärkung von Resilienz in der nächsten Generation beitragen.¹²

III. Die Studie

Die Interviews, die im Folgenden im Mittelpunkt stehen, stammen aus der genannten noch laufenden Befragung von Frauen und Männern, die in der Kindheit sexuelle Gewalt bzw. sexuelle Übergriffe erlebt haben.¹³ Die Forschung, die einen quantitativen Teil in Form von zwei Fragebogenerhebungen und einen qualitativen Teil – narrative, leitfadengestützte Interviews – hat, findet im Kontext der Arbeit der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs (UKASK) statt, die vom Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs berufen wurde und Anfang 2016 ihre Arbeit aufnahm.¹⁴ Die Befragungsinstrumente wurden partizipativ mit Betroffenen erarbeitet und die Erhebungen werden durch Fokusgruppen mit Betroffenen zu thematischen Schwerpunkten ergänzt.

1. Studiendesign und Durchführung

Insgesamt wurden 51 Interviews geführt, aufgezeichnet und transkribiert. Die Interviewpartner*innen wurden über den ersten Fragebogen gewonnen, der breit bundesweit verschickt wurde an Fachberatungsstellen, Selbsthilfegruppen, Betroffenenorganisationen usw und über die Internetseite des Forschungsprojekts sowie die der Aufarbeitungskommission bekannt gemacht wurde. Personen, die sich zum Interview anmeldeten, konnten wählen, ob sie von einer Frau oder einem Mann befragt werden wollten. Sie wurden bei sich zuhause oder an einem Ort ihrer Wahl aufgesucht und erhielten eine Aufwandsentschädigung. Die gesamte Stichprobe umfasst Interviews mit 46 Frauen und fünf Männern im Alter zwischen 26 und 68 Jahren. Die Auswertung der Interviews ist noch im Gange. Die Inhalte der teilweise sehr umfangreichen Transkripte werden nach leitenden

12 Domhardt/Münzer/Fegert/Goldbeck, Resilience in Survivors of Child Sexual Abuse, Trauma, Violence and Abuse 2016, 476.

13 www.erwartungaufarbeitung.de.

14 www.aufarbeitungskommission.de.

Fragestellungen in einem Auswertungsskript verdichtet und systematisiert. Für den hier vorgelegten Beitrag wurden zwölf Interviews mit Frauen und zwei Interviews mit Männern ausgewertet. Die Befragten waren zwischen 39 und 57 Jahren alt, der Durchschnitt lag bei 49 Jahren. Bis auf eine Frau und einen Mann hatten sie selbst Kinder, einige hatten bereits mehrere Enkelkinder.

Sie hatten sexuellen Missbrauch – und häufig auch andere Gewalt – überwiegend im Kontext ihrer Familie erlebt: Zehn Befragte nannten Familienmitglieder als Täter*innen, fünf nannten Tatpersonen aus dem sozialen Umfeld – davon handelte es sich in einem Fall um organisierten Kindesmissbrauch. Acht sprachen von sexueller Gewalt in Institutionen wie Heim, Kirche, Schule. Von diesen acht berichteten drei Frauen von sexueller und schwerer körperlicher Gewalt in Heimen und Werkhöfen der DDR.

Die Stichprobe zeigt zwei Besonderheiten, die auch als Einschränkungen zu sehen sind: Zu den Interviews meldeten sich überwiegend Personen, für die die sexuelle Gewalt in der Kindheit heute noch in weiten Teilen bestimmd in ihrem Leben ist und die fehlende Unterstützung und ausbleibende Anerkennung zu beklagen haben. Wir sprachen nur mit wenigen, die sagten, dass sie mit diesem Teil ihrer Vergangenheit abschließen konnten bzw die von ausreichender Hilfe und guter sozialer Unterstützung berichteten. Zudem liegt bei den meisten Interviewpartner*innen der sexuelle Missbrauch sehr lange zurück. Sie haben Gewalt in Familien und Institutionen unter Bedingungen erlebt, die sich von der heutigen rechtlichen und sozialen Situation unterscheiden. Inzwischen wurden verschiedene Maßnahmen zum Opferschutz im Strafverfahren eingeführt, die Verjährungsfristen setzen sehr viel später ein und erhöhen die Chance, auch lange Zeit danach eine Strafverfolgung erreichen zu können; die Reform in der Heimerziehung und die Etablierung des Rechts von Kindern auf Gewaltfreiheit in der Erziehung sind aus einem veränderten gesellschaftlichen Blick auf Kinder und Kindheit entstanden und wirken ihrerseits in das gesellschaftliche Bewusstsein hinein. Es gibt seit den 1990er Jahren eine Vielzahl von Präventionskonzepten, seit dem sog. Missbrauchsskandal 2010, anlässlich dessen der „Runde Tisch sexueller Kindesmissbrauch“¹⁵ gegründet wurde, auch eine breite Diskussion über Schutzkonzepte und

15 www.bmjv.de/SharedDocs/Downloads/DE/Fachinformationen/Abschlussbericht_RTKM.pdf?__blob=publicationFile (21.03.2018).

eine gewachsene Aufmerksamkeit für die Verantwortung pädagogischer Institutionen. Trotzdem berichten die jüngeren Interviewpartner*innen unserer Stichprobe vergleichbare Probleme wie die Älteren, und auch heute noch können Kinder und Jugendliche nicht sicher sein, dass ihnen geglaubt wird und sie angemessene Unterstützung bekommen, wenn sie sexuelle Gewalt offenlegen.¹⁶

Das Thema Elternschaft und Kinderwunsch war im Rahmen der Studie nicht systematisch erfragt worden. Die Interviewpartner*innen kamen in unterschiedlichem Kontext darauf zu sprechen. Einige erzählten von ihren Kindern im Zusammenhang mit der fortdauernden gesundheitlichen Belastung durch die erlebte Gewalt, die Kinder waren Teil des Leides und littten selbst. Für andere war das Gedeihen der Kinder ein Beleg für ihre Stärke und Überlebenskraft. Wieder andere dachten darüber nach, wie anders ihr Leben verlaufen wäre, wenn sie Kinder gehabt hätten oder gerade keine Kinder bekommen hätten.

IV. Sexueller Missbrauch und Elternschaft

Die Interviews zeigen die große Heterogenität der Gewaltgeschichten, des Gewalterlebens und der individuellen Bewältigung. Oft war der sexuelle Missbrauch verbunden mit anderer Gewalt: Misshandlung, Vernachlässigung, Demütigung. Im Folgenden soll diese Vielfalt gezeigt werden, gleichzeitig aber Schwerpunktthemen, die unmittelbar mit dem Erleben sexueller Gewalt verknüpft sind, herausgearbeitet werden. Verbindende, übergreifende Themen in den Lebensberichten sind zum einen Probleme mit Nähe und Beziehung und zum anderen Angst um die Sicherheit von Kindern, Angst davor, dass der Missbrauch sich wiederholen könnte.

16 Kavemann/Graf van Kesteren/Rothkegel/Nagel, Erinnern, Schweigen und Sprechen nach sexueller Gewalt in der Kindheit. Springer, Wiesbaden, 2016; Rau/Ohlert/Fegert/Allroggen, Disclosure von Jugendlichen in Jugendhilfeeinrichtungen und Internaten nach sexueller Gewalterfahrung, Praxis Kinderpsychologie Kinderpsychiatrie 2016, 638.

1. Bleibende Probleme mit Nähe und Beziehung

„Dass ich zu einem Kind gekommen bin ist ein Wunder.“

Eine Folge der sexuellen Gewalt in der Kindheit können große Probleme mit Beziehungen und Nähe, Vertrauen und Sexualität sein.¹⁷ Eine längerfristige Beziehung einzugehen und eine Familie zu gründen liegt dann nicht nahe und oft sogar außerhalb dessen, was möglich erscheint. Interviewpartnerin 313 beschrieb, dass ein Kind nicht zu ihrer Lebensplanung gehört hatte. Die Folgen des sexuellen Missbrauchs nannte sie als Grund, dass niemand sie wertschätzen könnte und es ihr auch heute „nicht möglich [ist] zu glauben, dass ein Mann mich wirklich mögen kann.“ Sie hatte sich stark selbst verletzt mit sichtbaren Narben „Ich bin natürlich jetzt auch völlig zerschnitten, sieht auch nicht schön aus.“ Als Hindernisse für eine Beziehung nannte sie ein geringes Selbstwertgefühl und ein „völlig verzerrtes Körpergefühl.“ Dass sie Nähe zugelassen hatte, beschrieb sie als Ausnahmesituation, die sich nicht wiederholt hatte. Im Interview zeichnete sie das Bild eines Lebens ohne Liebesbeziehungen. „Ich lass auch niemanden richtig an mich ran. Also das war eine außergewöhnliche Situation, in der ich EINMAL jemanden an mich heran gelassen habe. Einmal, ja, und das hatte dann eine Folge.“ Dementsprechend war es für sie „fast wirklich ein Wunder, dass ich zu einem Sohn gekommen bin.“ Ihre Vermeidung von Nähe und Sexualität sah sie nicht als typisch für Betroffene von sexuellem Missbrauch an, sondern führte aus, dass sie aus Gesprächen mit anderen weiß, dass ein gegenteiliges Verhalten ebenfalls die Folge der erlebten Gewalt sein kann. „Ich weiß, dass es viele Missbrauchsopfer gibt, die eine Beziehung führen können, ich weiß dass manche extrem viele Beziehungen zu Männern dann haben. Also es gibt ja ganz verschiedene Auswirkungen, manche haben dann überhaupt nicht und manche haben ganz viele und das ist ja ganz unterschiedlich, aber auf jeden Fall ist es irgendwie gestört.“ Unabhängig davon, ob keine oder viele Beziehungen gelebt wurden – sie schloss aus, dass es gute, gelingende Beziehungen sein könnten. Mit dieser Erklärung stellte sie eine Gemeinsamkeit unter den Betroffenen her trotz der Unterschiedlichkeit der Auswirkungen. „Irgendwie gestört“ seien sie ihrer Ansicht nach alle.

„Die Kinder haben echt gelitten.“

17 Finkelhor/Browne, The Traumatic Impact of Child Sexual Abuse, American Journal of Orthopsychiatry 1985, 530.

Interviewpartnerin 304 beschrieb im Interview große Probleme, körperliche und emotionale Nähe zuzulassen. Sie sah sich in der Verantwortung für die Auswirkungen auf ihre Angehörigen. Ihrem Mann hatte sie vor der Hochzeit erzählt, was ihr zugestoßen war, konnte aber damals nicht absehen, wie weitreichend ihre psychischen Belastungen Konsequenzen haben würden. Im Interview machte sie sich Vorwürfe, diesen Lebensentwurf verfolgt zu haben. „*Mein Mann weiß es. Bevor wir geheiratet haben, hab ich ihm das geschrieben, aber dass es mal solche Folgen hat, hab ich natürlich nie geahnt. Hätt ich das gewusst, wär ich weder verheiratet noch hätt ich irgendein Kind, auf keinen Fall. Das ist schon hart, wenn man weiß, man ist mit dafür verantwortlich, dass es den Kindern nicht gut geht, weil man es emotional nicht gebacken kriegt.*“ Sie beschrieb ihre vorrangige Reaktion auf die Gewalt in ihrer Kindheit als Wut „*und diese Wut hat natürlich das ganze Familienleben beeinflusst.*“ Durch die intensive öffentliche Präsenz des Themas sexueller Missbrauch in den Medien 2010 wurde ihr Selbstschutz außer Kraft gesetzt. „*Die Kinder sind eindeutig Symptomträger und jetzt, seitdem das so akut ist, seitdem das so aufgedeckt ist [...], ist das für die Kinder schon auch noch um einiges schwieriger geworden.*“

Im Interview themisierte sie, dass ihr Mann und ihre Kinder unter ihrer emotionalen Distanziertheit litten. Ihm als Erwachsenen mutete sie jedoch mehr zu. Sie musste ihre sehr begrenzten emotionalen Ressourcen gut dosieren. „*Wehe die Kinder wollen kuscheln, mein Mann will kuscheln. Mein Mann fällt hinten runter und für die Kinder reiß ich mich zusammen. Zum Großteil.*“ Das Zusammenreißen gelang ihr auch für die Kinder nicht durchgängig, zu sehr war sie aus dem Gleichgewicht geraten durch die schonungslose mediale Konfrontation mit den erlebten Übergriffen. Das, was sie zu den Aufgaben einer Mutter und Partnerin zählte, konnte sie nicht leisten. „*Mein Mann mit seinem Burnout, natürlich auch nicht nur durch mich [...] aber schon auch durch mich mit ausgelöst, weil ich emotional absolut im Moment ein Gefrierschrank bin, wenn es um körperliche Nähe geht oder wenn es um Empathie geht.*“ Sie konnte es ihm nicht erleichtern, jedenfalls nicht auf der emotionalen Ebene. Auf andere Weise stand sie ihrer Familie voll zur Verfügung und die intensive Arbeit an sich selbst in den vergangenen Jahren hatte sie für rationale Auseinandersetzungen sogar gestärkt. „*Bei Gesprächen und solchen Sachen, das ist okay, das kann ich, da sind meine Kompetenzen nach wie vor gut, beziehungsweise sogar besser geworden über die Jahre.*“

Auch Interviewpartnerin 313 beschrieb ihre Sorge wegen Auswirkungen ihrer Geschichte auf ihren Sohn. Sie ging zum Jugendamt und organisierte Beratung für ihn. Der Sohn jedoch empfand sich als nicht unterstützungsbedürftig und konnte das sowohl beim Amt als auch in der Beratungsstelle glaubhaft vermitteln. Das Interview zeigt jedoch: Die Mutter war weiterhin im Zweifel, ob er nicht doch Therapie brauchte.

Interviewpartnerin 327 sprach von ihrer Unfähigkeit Beziehungen einzugehen, hatte aber trotzdem ihren „jetzigen Mann seit 22 Jahren – oder der mich ((Lachen)). Aber wir haben da – wir haben da einen Weg gefunden, also das funktioniert.“ Ein bilanzierender Satz zu ihrem Leben klingt sehr bitter: „Ich hab dann gearbeitet, hab die Kinder gekriegt, hab gearbeitet und hab damit abgeschaltet, war für die Kinder da und das war's. Aber sonst – nix.“ Immer zu funktionieren bot einen festen Rahmen für den Familienalltag mit den Töchtern und Enkelkindern. Ihre psychische Belastung musste sie immer überspielen, in der DDR gab es für sie keine Möglichkeit, sich zB in einer Therapie mit dem Trauma auseinanderzusetzen, später sah sie keinen Sinn mehr darin. „Was bringt mir das, nix, wenn ich da jetzt anfange mit wühlen, das bringt mir nix. Ich achte bloß drauf, dass den Enkelkindern das mal nicht passiert, aber sonst, es bringt mir nichts.“ Sie war Misshandlung, sexuellem Missbrauch und Medikamentenexperimenten in Jugendwerkhöfen der DDR ausgesetzt. Sie sah einen Zusammenhang mit den psychischen Problemen ihrer Töchter. „Also sind alle eigentlich krank, aber bei der Großen ist es eben halt, ja, ein endloser Kampf. Also letztendlich muss ich sagen, ist es bei ihr so, dass ich es immer wieder vor Augen gehalten kriege, meine Vergangenheit.“ Die Erkrankung der ältesten Tochter führte sie unmittelbar auf die im Werkhof erlebte Gewalt zurück.

Ihre Enkelkinder stehen für die bessere Zukunft, sie wurden geschützt und fürsorglich aufgezogen, zu ihnen war eine liebevolle Beziehung möglich. Mit ihren Kindern war ihr das nicht gelungen. „Manchmal glaub ich, ja, dass ich sehr ungerecht war. Manchmal glaub ich, ja, dass es sehr ungerecht zugegangen ist dann, weil man ja auch im Stress gestanden hat [...] irgendwann war man manchmal da auch ein bisschen ungerecht. Das macht man dann eben an den Enkelkindern wieder gut.“ Der Wechsel vom aktiven „ich war sehr ungerecht“ zu dem anonymen „es ist sehr ungerecht zugegangen“ bis zum verkleinerten „man war ein bisschen ungerecht“ verschiebt die Handlungsmacht weg von ihr selbst hin zu einem anonymen Agens. Sie war ungerecht, aber die Verantwortung sah sie nicht nur bei sich, sondern in den Lebensbedingungen. Aus dem grausamen System ei-

nes Jugendwerkhofs wurde sie mit 18 Jahren ohne jede Unterstützung und ohne Ausbildung mit einer Schweigeverpflichtung sich selbst überlassen und wurde unmittelbar danach schwanger.

„Vorher würde ich das nie machen.“

Interviewpartnerin 304 beschrieb, wie sie den Unterstützungsbedarf ihrer Kinder über den eigenen stellte. Die Nöte ihrer Kinder, die unter gravierenden psychischen Problemen litten und in Behandlung waren, führte sie darauf zurück, dass sie ihnen als Folge des sexuellen Missbrauchs wenig Nähe und körperliche Zuwendung geben konnte. Auch wenn sie selbst kräftemäßig am Ende war und dringend wieder stationäre Therapie in Anspruch nehmen musste, setzte sie die Priorität beim Wohlergehen der Kinder. „*Und jetzt muss meine Tochter erstmal auf einem guten Weg sein. Die muss aus der Tagesklinik sein. Die hat im März Geburtstag und vorher wird ich das nie machen.*“ In ihrem Fall stand ihre Verantwortung als Mutter der eigenen Aufarbeitung entgegen. Ein Dilemma ist dahingehend zu sehen, dass es auch für die Gesundung der Kinder von Vorteil wäre, wenn die Mutter sich psychisch stabilisieren könnte. Es fehlte der Interviewpartnerin an einem Unterstützungsangebot, dass die ganze Familie mit ihrer vielfältigen Belastung adressiert.

2. Angst vor der Wiederholung des sexuellen Missbrauchs

Das Gefühl der Bedrohung aus der Kindheit kann sich als Sorge um die Sicherheit von eigenen Kindern und Enkelkindern weit ins Leben hinein fortsetzen und Lebensentscheidungen wie die für oder gegen Elternschaft bestimmen. Kinder werden als gefährdet gesehen, ob sie geschützt werden können ist zweifelhaft. Die Angst, dass es nochmal passiert, muss keinen konkreten Anlass haben, sondern kann als diffuse Befürchtung existieren. Unsere Studie zeigt die große Bedeutung, die diese Angst vor der Wiederholung für Betroffene haben kann. Auf unsere Frage, was Aufarbeitung und Anerkennung für sie bedeuten, antworteten viele mit der Forderung nach wirksamer Prävention. Auch als Motivation zum Interview dominierte das Thema Prävention: Es darf nicht wieder passieren.

„Ich hatte unendliche Ängste.“

Interviewpartnerin 313 beschrieb, wie ihre Sorge um die Sicherheit des Sohnes zu einer großen Belastung für das Kind wurde.

„Also, was mein Sohn zum Beispiel erdulden musste aufgrund meiner Borderline-Erkrankung ist auch nicht ohne. Ich bin morgens, jeden Morgen fast bin ich ausgerastet, wenn er zu langsam war. Ja, aus Angst, dass er nicht mit den anderen Kindern zur Schule gehen könnte. Aber das wurde mir später erst alles klar. Diese furchtbare Angst, er könnte mit dem falschen Bus oder zur falschen Zeit unterwegs sein, nicht wenn die anderen Kinder unterwegs sind, und es könnte ihn jemand weg schnappen. Ja, das heißt, da hat er echt gelitten. Und ich hab, ich weiß nicht, wie oft ich geweint hab, weil ich mich nicht verstehen konnte.“

Ihre Angst richtete sich unspezifisch auf eine anonyme Gefahr auf der Straße. Deshalb war es ihr möglich, den Sohn zeitweilig während ihrer Ausbildung in die Obhut der Eltern zu geben, obwohl diese immer noch Kontakt zu dem Nachbarn pflegten, der sie damals sexuell missbraucht hatte. Eine Begegnung ihres Sohnes mit dem damaligen Täter beschreibt sie als ein reales Bedrohungsszenario.

„Ich weiß noch eine Begebenheit: da haben wir hinter unserm Haus gespielt, mit dem Ball, und plötzlich kam er raus und hob den Ball auf und gab meinem Sohn den Ball. Und das war so schrecklich, also das war, das kann ich gar nicht, das kann ich überhaupt nicht sagen, wie schrecklich das war in dem Moment. Also wie als ob er ihn sich als nächstes Opfer ausgesucht hat.“

Auch Interviewpartnerin 327 sprach von Angst um ihre Kinder. Diese waren jedoch bereits erwachsen und selbst Eltern. So kam die Angst um die Enkelkinder verstärkend hinzu. Die Irrationalität dieser Sorge sah sie selbst kritisch, wusste sich aber nicht zu helfen. „*Es hat sich auch ein krankhafter Kontrollzwang ergeben daraus. Ja, also ich muss immer wissen wo die sind. Das ist ganz komisch, das ist ganz eigenartig. Ich muss wissen wo die sind, ich muss.*“ Sie sagte, dass sie weiß, dass ihre Angst unangemessen war. Trotzdem könne sie nicht ruhig schlafen, wenn ihre Töchter in Urlaub waren und sich nicht gemeldet hatten. „*Wenigstens einmal am Tag müssen die sich bei mir melden, damit ich weiß sie sind noch da... Dann kommt zurück: Mutti, mach dir keine Sorgen, und dann kann ich ruhig ins Bett gehen und das ist für mich Sicherheit, ja.*“ Für ihr eigenes Sicherheitsgefühl brauchte sie die Bestätigung, dass es ihrer Familie gut geht. Auch in diesem Interview wurde die Umwelt als generell diffus bedrohlich erlebt. Eine Wiederholung des sexuellen Missbrauchs an den Enkelkindern wäre eine persönliche Katastrophe.

Die eigenen Ängste vor sexuellen Übergriffen auf das Kind können das Zusammenleben bzw den Kontakt zu Familienangehörigen belasten, auch

wenn dieser Kontakt sehr gewünscht wird und es keinen realistischen Anlass für Befürchtungen gibt. Interviewpartnerin 313, die von einem Nachbarn sexuell missbraucht worden war, sprach von „*unendlichen Ängsten*“, dass ihr Vater seinen Enkelsohn missbrauchen könnte, „*obwohl mein Vater niemals irgendwie uns gegenüber übergriffig war*.“ Sie fand sich selbst „*ungerecht*“ und „*gemein*“, dass sie diese Gedanken hatte, konnte sie aber nicht abwehren. „*Es ist so ein tiefliegendes Misstrauen*.“

Auch Betroffene, die keine eigenen Kinder hatten wie Interviewpartnerin 324, beschrieben solche belastenden Ängste: „*Also mein Bruder hat ja eine Tochter, also ich hab sowieso ein Problem, einen Mann und ein Kind, also ein Mädchen, zu sehen. Und ich bin mir sicher, mein Bruder macht da nix, wie gesagt, darum geht's nicht, aber für mich ist es halt trotzdem schwierig, das so getrennt von mir zu sehen*.“ In der Nähe zwischen einem Mann und einem Mädchen sah sie zuallererst ein Missbrauchsrisiko.

„*Eine Zeit, wo meine Kinder in dem Alter waren.*“

Eine Variante von Angst vor Wiederholung der sexuellen Gewalt kann entstehen, wenn die Kinder in das Alter kommen, in dem der Missbrauch im eigenen Leben stattfand. Als die Kinder von Interviewpartnerin 406 aus dem Kleinkindalter herauswuchsen musste sie sich mit der zurückliegenden Gewalt auseinandersetzen, denn sie reagierte psychisch und physisch. „*Dann war das eine Zeit, wo meine Kinder dann in dem Alter waren, wo mir das passiert ist. Dann wurde es ganz arg schwierig, also ich hab psychische Probleme bekommen und ich habe dann mit einer Psychotherapie begonnen wo das dann eben zur Sprache kam*.“ Die Sorge um das Kind führt in diesem Fall dazu, die eigene Geschichte aufzuarbeiten.

3. Und wenn es doch passiert – Konfrontation mit der Wiederholung des sexuellen Missbrauchs

Nicht immer gelang es den befragten Betroffenen eigene Kinder zu schützen, trotz ihrer großen Besorgnis. Wenn tatsächlich die befürchtete Wiederholung des Missbrauchs eintrat und ein Kind Schaden nahm, wurde aus der diffusen Bedrohung eine konkrete Herausforderung. Dann konnte sich zeigen, dass darauf konkret reagiert werden kann. Als Ausschlag gebend erwies sich in den Interviews – wie ganz generell bei sexuellem Miss-

brauch – eine Vertrauensbasis zum Kind, die Disclosure ermöglichte, und ein Eintreten für das Kind.

„Es ist eine Linie da.“

Interviewpartnerin 331 erzählte, dass die Tochter bei der Trennung der Eltern dem Vater zuerkannt wurde, der sie dann sexuell missbrauchte. Als sie Sorgen wegen eines auffälligen Verhaltens ihrer Tochter äußerte, vertraute sich die Tochter ihr an und zeigte Videoaufnahmen. Die Interviewpartnerin berichtete, dass sie den Missbrauch sofort zur Anzeige brachte und an der Seite ihrer Tochter stand. In dieser Situation holten sie ihre eigenen Erfahrungen wieder ein und führten dazu, dass sie trotz ihrer Entschlossenheit nur begrenzt handlungsfähig war. „*Da ist mir alles hochgekommen, da hab ich Nervenzusammenbrüche gekriegt einen nach dem anderen, ja, und bis dann – ja, da wollte ich mir mal das Leben – war ich mal wieder so weit. Meine Tochter hat noch den Notarzt gerufen, Gott sei Dank ((seufzend)). Ja, und dann war ich in der Geschlossenen erst mal eine Nacht und dann durfte ich auf die offene Station, ja, und da ist das erst mal bearbeitet worden.*“

Die Videoaufnahmen der Tochter enthielten Szenen, die den Grausamkeiten ähnelten, die die Mutter im Werkhof erlebt hatte. Ihre kleine Tochter so zu sehen, dürfte ihr ihre eigene Schutzlosigkeit von damals vor Augen geführt haben. Sie sorgte dafür, dass die Tochter sofort therapeutische Unterstützung bekam. Obwohl es der Tochter heute gut geht, hielt die Interviewpartnerin es für sehr wahrscheinlich, dass der sexuelle Missbrauch ihrer Tochter nicht verarbeitet war. „*Das Kind vergisst es niemals, niemals. Sie wird irgendwann wird sie wieder dran erinnert. Wann, ist die Frage. Ich konnte mein Zeug auch ne Weile verdrängen, aber irgendwann hat's mich eingeholt, und so kann das jedem passieren und meiner Tochter kann das genauso passieren.*“ Ihre Formulierung, dass ein Kind „*niemals, niemals*“ vergisst, was geschehen ist, verstärkt die Sichtweise von einer andauernden und unveränderlichen Bedeutung des Erlebten und damit von der fortdauernden Macht des Täters und der eigenen Ohnmacht. Dass sie selbst dieser Macht etwas entgegengesetzt hat, der Täter verurteilt wurde, ihre Tochter durch sie die Unterstützung bekam, die ihr selbst als Kind nie zuteilwurde, schien keinen Einfluss zu haben. Die extreme Gewalt in ihrer Jugend sowie die Wucht ihrer Konfrontation mit der Erinnerung ließen die Sichtweise nicht zu, dass die Macht des Täters über die Tochter beendet wurde und diese die sexuellen Übergriffe dank der unterstützenden Resonanz relativ unbeschadet überstanden haben könnte.

Auch Interviewpartnerin 327 berichtet, dass sie erleben musste, dass sie eine ihrer Töchter nicht schützen konnte. Sie wurde vergewaltigt und dadurch schwanger. „Also es ist eine Linie da, aber wir kommen klar, wir leben im Hier und im Jetzt.“ Sie erzählt, dass sie mit ihren Töchtern über das sprach, was ihr als Kind angetan wurde. Inwieweit die Vergewaltigung der Tochter im Familienkontext thematisierbar war, wurde im Interview nicht deutlich.

Die Wiederholung der sexuellen Gewalt in der nachfolgenden Generation bezeichnete die Interviewpartnerin als eine Linie – eine unmittelbare Fortsetzung – schloss dann mit einem „aber“ an und mit einem „wir“, das die ganze Familie einschließt. Dem Destruktiven der Wiederholung sexueller Gewalt hielt sie die Errungenschaft entgegen, die ihre Familie für sie darstellte und deren Zusammenhalt sie als eigene Leistung beschrieb. In diesem Interview existiert die positiv-zukunftsweisende Perspektive, dass die Gewalt sich zwar wiederholen, ihr zerstörerisches Potential jedoch überwunden werden kann.

4. *Multiple Gewalt – Wiederholungen vermeiden*

Als eine Form der Vermeidung von Wiederholung eigenen Leides ist der Wunsch zu sehen, dass die Kinder es gut haben sollen, besser als die Betroffenen es in ihrer Kindheit hatten. Die Kinder gewaltfrei zu erziehen, kann ein explizites Ziel sein nach einer von Gewalt geprägten Kindheit. Dabei ging es in den im Folgenden zitierten Interviews nicht um sexuelle Gewalt – dass die Kinder nicht sexuell missbraucht werden sollen, war als selbstverständlich gesetzt – sondern um Strafen und Verbote. Diese Seite von Gewalt wurde dann thematisiert, wenn der sexuelle Missbrauch im Zusammenhang mit körperlicher Misshandlung und Vernachlässigung erlebt worden war.

„Wenn du mal Kinder hast, du tust sie nicht schlagen“

Besonders deutlich formuliert wurde dies von zwei Interviewpartnerinnen, die Kindheit und Jugend in der DDR in Heimen und Werkhöfen verbringen mussten und dort vielfältige, auch sexuelle Gewalt erlebten. Beide setzen sich aktiv mit dem Unrecht der Diktatur auseinander, die das pädagogische Konzept staatlicher Erziehung prägte. Hier nahm die Gewalt in der Erziehung ein Maß an, das nicht durch Überforderung oder Tradition gerechtfertigt werden konnte – wie es häufig bei der Gewalt von Eltern der

Fall ist – sondern eindeutig als Sadismus bezeichnet und als Unrecht erkannt wurde. „*Das war kein Mensch, das war ein Sadist, der hat uns gerne gequält.*“ „*Diese dreieinhalb Monate Torgau¹⁸ haben mir wirklich das Genick gebrochen [...] das war das Grausamste was man mir in meinem Leben antun konnte.*“

Zum System der Werkhöfe gehörten unterschiedlich gestaffelte – teilweise auch kollektive – Bestrafungen. Eine besonders gefürchtete Strafe war das Wegsperren im Isolationsarrest und Dunkel-Arrest. Die Interviewpartnerinnen beschrieben, wie sie Konsequenzen für die Erziehung ihrer Kinder gezogen haben. „*Was meine Kinder ja gar nicht kennen, das ist irgendwelche Bestrafungen, ne, also wir haben ja noch heute Spaß, wenn die dann erzählen, Muttern hat uns Hausarrest gegeben, fünf Minuten später durften wir gehen ((Lachen)), ja, also es gab nicht diese Bestrafungen an sich, ich hab das immer vermieden.*“

„*Mit der Erziehung – es war lockerer, ne, ich war nicht so streng zu meinen Kindern, weil ich hab mir von Anfang an geschworen: wenn du mal Kinder hast, du tust sie nicht schlagen, du gehst auch nicht fies mit ihnen um, also so was du erlebt hast, das sollen deine Kinder auf keinen Fall erleben. Also ich hab die mit Liebe und Geborgenheit aufgezogen. Wir haben geredet, aber da ist keine Hand gerutscht.*“

Beide Interviewpartnerinnen beschrieben eine bewusste, reflektierte Entscheidung für eine gewaltfreie Erziehung. Kritisch sahen sie, dass sie möglicherweise zu nachgiebig waren. „*Und manchmal war ich vielleicht zu locker in der Erziehung.*“ „*Wenn sie wegen – Taschengeld war alle – Mama können wir nicht doch noch – naja, und bin dann halt weich geworden, kann man nicht widerstehen, ist so. Oder wenn dann andere Wünsche noch waren, dann hat man's halt ermöglicht, ne, da hat man lieber als Mensch verzichtet, aber die Kinder müssen es gut haben, ja, die sollten halt nicht so erleben, was ich erlebt hab, das war mir wichtig.*“ Ihr „*weich werden*“ kann als die menschliche Alternative zur Härte, die sie als Kind erlebt hatte, gesehen werden. Gleichzeitig fordert sie mit der allgemeinen Formulierung „*kann man nicht widerstehen*“ und der Verstärkung „*ist so*“ ein, dass diese Haltung in der Erziehung mehr ist, als ihre individuelle Reaktion auf die eigene Kindheit, sondern grundsätzlich menschlich.

18 www.jugendwerkhof-torgau.de/.

5. Andere Bezüge zwischen sexueller Gewalt in der Kindheit und Elternschaft

Neben der Angst vor der Wiederholung der sexuellen Gewalt in der nächsten Generation finden sich in den Interviews vielfältige weitere Motive des Zusammenhangs zwischen dem frühen Gewalterleben und eigener Elternschaft. Auf einige soll im Folgenden noch eingegangen werden.

Generationen übergreifende Stigmatisierung: „Meine Tochter ist bald vor Scham gestorben.“

Kinder meinen häufig, sich für Eltern schämen zu müssen, und wenn Kinder in der Pubertät sind, finden sie Eltern oft generell peinlich. Sexueller Missbrauch ist jedoch ein weitgehend verschwiegenes, bei Offenlegung stark stigmatisiertes Geschehen und die Reaktionen des sozialen Umfeldes auf eine Offenlegung sind oft ausgrenzend und ablehnend.¹⁹ Überwiegend wägen Betroffene sehr sorgfältig ab, wem sie davon erzählen und wem nicht, und viele entscheiden sich dafür, lange Zeit ihres Lebens zu schweigen, bis dies aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr möglich ist.

Interviewpartnerin 301 erzählte, dass der Impuls, nicht mehr schweigen zu wollen, ihre Vorsicht überwog. „Ich hab auch so ein Bedürfnis mich mitzuteilen und zwar geschützt mitzuteilen.“ Das Mitteilungsbedürfnis gewann bei ihr jedoch auch teilweise die Oberhand über den Wunsch nach Schutz. Durch Selbstverletzungen hatte sie viele sehr sichtbare Narben, die sie nicht ständig verstecken konnte und wollte. „Da geh ich inzwischen relativ offen mit um, ich hab gedacht, na, das ist eine Folge von dem Missbrauch. Es ist jetzt nicht was, was ich gerne betreibe, aber es geht nicht anders und dann steh ich da auch jetzt zu und sag: okay, es ist halt so.“

Der Entschluss Betroffener zur Offenheit kann für Angehörige schwierig werden. In ihrem Fall hatte die Familie Angst, dass sie „übers Ziel hinaus schießt.“ Sie sagte, sie sei „so ein Typ.“ Sie beschrieb einen Unterschied, wem gegenüber sie ihre Geschichte offenlegt: Jugendlichen gegenüber wehre sie persönliche Nachfragen eher ab, aber „bei Erwachsenen kann's durchaus passieren, dass ich denen meine halbe Lebensgeschichte erzähle, weil mir grad danach ist.“ Im Interview erzählte sie eine Situation, die ihre Tochter in Verlegenheit gebracht hatte. „Ich war neulich beim Frisör und dann hab ich quer über den Salon, da hab ich über Selbstverletzung – meine Tochter ist bald vom Stuhl gefallen vor lauter Scham und:

19 Kavemann/Graf van Kesteren/Rothkegel/Nagel, 117-140.

oh Mama! Und dann hat sie aber 'nen Tag später gesagt, eigentlich fand sie das klasse von mir, dass ich das so offen...“ Dieses Beispiel verdeutlicht die Zumutung, die das Verhalten der Mutter für die Tochter darstellte. Das Stigma des sexuellen Missbrauchs – erkennbar an den sichtbaren Folgen – dehnt sich auf die Angehörigen aus. Die Solidarität der Tochter, die in diesem Beispiel in der Situation zwar leidet, danach aber eine bestärkende Rückmeldung gibt, kann eine große Unterstützung für die Mutter sein. Diese Solidarität darf von Eltern aber nicht eingefordert werden. Angehörige, die sekundäre Stigmatisierung erleben, brauchen Kompetenzen des Stigma-Managements, um mit ausgrenzenden Reaktionen des sozialen Umfeldes umgehen zu können.

Interviewpartnerin 338 beschrieb, wie sie im fortgeschrittenen Alter begann, sich nach Jahren des „*Verdrängens*“ mit der Gewalt in ihrer Kindheit auseinanderzusetzen. Sie wollte „*eigentlich so richtig in die Offensive gehen*“ und stieß auf Unverständnis bei ihren erwachsenen Kindern. „*Meine Kinder haben jetzt auch keinen Kontakt mehr zu mir, haben ihn abgebrochen daraufhin: du hast jetzt solche Flausen im Kopf. [...] Es geht niemand was an, das ist was Intimes, und was musst du jetzt da meinen, du musst jetzt hier der Vorreiter sein und musst deine Klappe aufreißer.“ Die Kinder befürchteten eine Stigmatisierung durch ihr soziales Umfeld. „*Weil sie gesagt haben, dann wird mit dem Finger auf uns gezeigt.*“ Sie selbst hatte sich von diesen Befürchtungen „*befreit*.“ In der Konsequenz hatte sie den Kontakt zu Kindern und Enkelkindern verloren. Zu der Entfremdung trug auch ihr Zusammenbruch bei, nach dem sie ein Jahr in Kliniken verbringen musste und der zu ihrer Verrentung führte. „*Meine Tochter hat 10 Minuten von mir weg gewohnt, die hat mich nicht einmal besucht, die kommen damit überhaupt nicht zurecht.*“ Sie beschrieb, dass sie seit ihrer Krise die Erwartungen an sich als Mutter und Großmutter nicht erfüllen kann, dass sie ihre Kinder „*ein Stück weit verlassen*“ hat, weil ihr die Kraft fehlt. Die Hoffnung, dass die Kinder ihre Belastungen anerkennen, erfüllte sich nicht. Ihre Entscheidung, ihre Geschichte offensiv aufzuarbeiten, führte zum Bruch ihrer Angehörigen mit ihr.*

Die Sorge vor abweisenden Reaktionen im sozialen Umfeld ist bislang einer der am schwerwiegendsten Gründe, den sexuellen Missbrauch nicht offenzulegen. Die Befürchtungen bestätigen sich teilweise in einem Maße, das von den Betroffenen nicht vorherzusehen war.²⁰

20 Kavemann/Graf van Kesteren/Rothkegel/Nagel, 117-140.

Nach einer sehr sexuell gewaltvollen Kindheit und Jugend in einem katholischen Heim hatte Interviewpartner 401 den Boden unter den Füßen verloren und wurde immer wieder wegen Gewaltdelikten inhaftiert – er betonte, dass er nie sexuell gewalttätig war. Seine Gewalttätigkeit beschrieb er als Konsequenz seiner Entscheidung, sich eine Rüstung zuzulegen und nie wieder Opfer zu sein. Die Folgen dieser destruktiven Bewältigung waren gravierend. „*Da bin ich natürlich weit über alle Ziele hinausgeschossen, ne, und hab natürlich dann auch selber mich ins Unrecht gesetzt.*“ Erst sehr spät erhielt er Zugang zu Therapie. „*Aber mein Leben, mein Leben war zerstört, und wenn ich das dann sehe, was mir alles entgangen ist, auf Deutsch gesagt [...] Ich hab Kinder. Keins von meinen Kindern hat mit mir Kontakt aufgrund meiner damaligen Lebensweise. Keiner.*“ Er wollte heute nicht mehr aktiv den Kontakt zu den Kindern suchen, „*weil die leben ihr Leben und ich leb meins und fertig.*“

„*Es gibt für mich keine Entschuldigung.*“

Von den Eltern im Stich gelassen zu werden, nicht geschützt zu werden, ist eine einschneidende Erfahrung, die zu einem unüberbrückbaren Graben zwischen Eltern und Kindern führen kann. Betroffene äußern oft mehr Wut auf die Mutter, die sie nicht geschützt hat oder ihnen nicht geglaubt hat, als auf den Vater oder Stiefvater, der sie sexuell missbraucht hat. Das Versagen der Mutter wiegt schwerer, Erwartungen an Mütterlichkeit unterscheiden sich nach wie vor sehr von denen an Väterlichkeit. Der Kurzschluss, dass Täter immer männlich sind, führt einerseits dazu, dass Frauen diesbezüglich seltener mit Misstrauen begegnet wird, und andererseits auch dazu, dass von Männern seltener erwartet wird, dass sie ihre Kinder schützen.

Manchmal wirkt die Vermutung oder die Erkenntnis, dass die Mutter selbst sexuelle Gewalt in ihrer Kindheit erlebt hat, der Wut entgegen, dann ist Mitleid möglich. Wenn die Mutter ein Opfer ist, können an sie nicht dieselben Maßstäbe angelegt werden wie an andere Personen. Das Opfer wird als schwach und handlungsunfähig konstruiert, nicht in der Lage Verantwortung zu tragen. Reaktiv übernehmen eher die Kinder aus ihrer eigenen Opferposition heraus Verantwortung für die Eltern.²¹

Das Versagen der Mutter kann als unverzeihlich erlebt werden. In einem solchen Fall wirkt es auf die betroffene Tochter oder den betroffenen

21 Kavemann/Graf van Kesteren/Rothkegel/Nagel, 71-93.

nen Sohn als stehle die Mutter sich aus der Verantwortung, wenn auch sie die Opferposition für sich reklamiert. Interviewpartnerin 322 beschrieb einen solchen Konflikt. Sie konnte ihrer Mutter nicht glauben, dass sie vom Vater – ihrem Großvater – sexuell missbraucht worden war, denn dieser Mann war für sie ein „toller Opa“ gewesen. „Vielleicht, und das versteh ich auch nicht, vielleicht bin ich da zu hart, aber eine Mutter – da gibt es für mich keine Entschuldigung, dieses Kind nicht zu schützen. Und das macht es so schwer.“

Die Bedeutung der Verantwortung als Mutter war es, wegen der die Interviewpartnerin sich gegen eigene Kinder entscheiden hatte. Sie wusste nicht, ob sie sich besser verhalten würde, als ihre Mutter es getan hatte, und die Vorstellung beim Schutz eines Kindes zu versagen war für sie etwas Unverzeihliches. „Ich hab keine Kinder gekriegt, weil ich immer Angst hatte ein Mädchen zu kriegen. Klingt ganz blöd, ist aber so. Ich find's schade, dass ich keine Kinder habe. Mittlerweile kann ich damit leben, aber wenn man natürlich noch jung genug ist Kinder zu kriegen, dann tut's einem schon auch mal leid und man kämpft da ein bisschen mit. Aber ich hab – die Angst war zu groß, dass aufgrund meiner Geschichte meinem Kind sowsas passieren könnte und ich guck nicht hin oder ich wehr mich nicht oder so. Das war meine Verantwortung, und nicht mehr und nicht weniger hätte ich von meiner Mutter erwartet. Und das ist genau das, was es so schwierig macht. Sie – also meine Mutter – will Opfer sein.“

Neben der eigenen Entscheidung auf Kinder zu verzichten, erscheint das damalige Verhalten der Mutter leichtfertig: In den Augen der Tochter hatte sie eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe übernommen, ohne zu prüfen, ob sie ihr gewachsen war. Selbst als die Tochter erwachsen war, stellte sich die Mutter dieser Verantwortung nicht. Beide forderten von der jeweils anderen die Anerkennung. Während die Tochter darum kämpfte, dass von Seiten der Mutter ein Eingeständnis eigenen Versagens kommt, verlangte die Mutter von der Tochter umgekehrt eine Anerkennung als Opfer von Gewalt. Die Möglichkeit, dass Menschen, die sexuelle Gewalt erlebt haben, zu verantwortungsvollen und schützenden Erwachsenen heranwachsen können, gibt es in der Sichtweise beider Beteigter in diesem Fall nicht.

Interviewpartner 320 berichtete ebenfalls von seiner Entscheidung, keine Kinder zu haben, obwohl ihn die Vorstellung einer eigenen Familie viel beschäftigt hatte und ihm dieses Lebensmodell auch als heilsam empfohlen worden war. Auch seine Entscheidung war von der Frage der Verant-

wortung für ein Kind bestimmt. „*Es gab immer wieder das Ding Familie gründen und es war für mich absolut unmöglich. Und ich bin auch froh, dass ich es nicht gemacht habe, weil ich glaube nicht – weil es gab auch Menschen, die behauptet haben: hättest du eine Familie gegründet, dann würde es dir jetzt besser gehen, wo ich sage, ich möchte meine Kinder nicht dafür benutzen, als Experiment zu benutzen, hab ich gesagt. Vielleicht wär's gut gegangen, aber ich hätte selber große Bedenken gehabt.*“

Dass er sich seiner elterlichen Kompetenzen nicht gewiss sein konnte, hätte eine Entscheidung für Familie zum „*Experiment*“ gemacht. Die Bedenken haben überwogen. Seine Mutter, die ihn sexuell missbraucht hatte, hielt ihn von sozialen Kontakten fern. Dieses Bild einer Eltern-Kind-Beziehung bestimmte seine eigenen Vorstellungen von Elternschaft und Kindheit. „*Hatte manchmal so Tagträume, dass ich ein Mädchen als Kind hätte, als eigenes Kind. Dann hab ich aber in diesen Träumen immer gerannt: wir leben völlig isoliert, also dieses umgedrehte Modell, wie meine Mutter mit mir gelebt hat, hab ich in der Fantasie dann mit einem Mädchen gelebt, nur ich und sie. Und dachte ich so: boah, voll schräg, das erinnert dich doch an was. Und dann dachte ich so: oh nee. Und dann dachte ich, hab ich ein ganz, ganz ungutes Gefühl zu. Deswegen wollte ich das auch nie. Und einen Jungen hätt ich nie ausgehalten.*“

Das exklusive Zusammenleben mit einem Kind war die einzige Form, in der er Familie denken konnte. Weil er einen Jungen, dessen Kinderkörper und pubertäre Entwicklung ihm seine eigene Verletzbarkeit gespiegelt hätten, „*nie ausgehalten*“ hätte, kam für ihn nur die Umkehrung seiner eigenen damaligen Situation als Sohn mit der Mutter in Frage. Die erschien zu gefährlich. Er musste auf die Realisierung seines Traums verzichten, in dem er zu viel seiner Missbrauchsgeschichte wiedererkannt hatte.

Auch Interviewpartnerin 308 sah ihre Gewaltgeschichte und deren Folgen als ein zu großes Risiko für eigene Kinder. „*Und ich trau mir auch nicht zu, Kinder zu haben, weil ich das Gefühl hab, ich bin gar nicht in der Lage was zu verhindern, was meine Kinder gefährdet, und ich bin auch nicht in der Lage meine eigenen Gefühle so zu regulieren, dass ich eine gute Mutter sein könnte.*“

Interviewpartnerin 315 beschreibt eine gegenteilige Situation. Sie hatte ebenfalls keine Kinder, wünschte sich diese jedoch sehr. Bei ihr war es nicht die Bürde der Verantwortung, die ihrer Mutterschaft im Wege steht, sondern sie hatte den Eindruck, dass ihr Körper darüber wacht, dass sie diese riskante Entscheidung nicht trifft. „*Kinder ((Lachen)), aber das klappt irgendwie nicht so. Vielleicht ist doch irgendwas kaputtgegangen.*“

Aber das ist momentan mein Wunsch. [...] Ich bin noch nicht so ganz dahinter gestiegen, ob das nicht vielleicht irgendeine oder noch übriggebliebene psychische Blockade ist, die einfach sagt: nein, nein, nein, weil es ist dein Vater oder so.“

6. „Meine Kinder sind klasse.“

Zu den Fragen in den Interviews gehörte neben der nach der Bedeutung einer Anerkennung von Leid und Unrecht – wie es in der Diskussion über gesellschaftliche Aufarbeitung Standard ist – auch die Frage nach der Anerkennung von Stärke und Überlebenskraft. Es gab Betroffene wie Interviewpartnerin 406, die gelingende Elternschaft hierzu zählten.

Dass ich ((lachend)) eine Stärke habe und einen Überlebenswillen, das ist wohl eindeutig. Also und ich bin mir sehr sicher, dass den sehr viele haben, weil sonst wären sie alle gar nicht mehr da. Für mich ist eine ganz große Stärke, meine Glaubwürdigkeit einzufordern. Also zu sagen, hey, glaubt mir doch [...] das ist ganz, ganz große Stärke von mir. Und ich hab vier wunderbare Kinder, und das hätte ich nicht geschafft ohne die Stärke und ohne den Überlebenswillen hätt ich das nie hingekriegt. Und die sind wunderbar.“

Interviewpartnerin 301 sah einen besonderen Erfolg darin, dass sie ihre Kinder gut aufgezogen hat, obwohl sie an einer dissoziativen Störung litt, was vor den Kindern nicht verborgen werden konnte. Sie berichtete mit Humor davon, wie die Kinder manchmal versucht hatten sie auszutricksen.

„Was ich gut hinkrieg, ist das mit den Kindern, dass ich für die da bin. Die wissen zwar Bescheid, weil es schon schwierig ist, wenn man mit so verschiedenen Teilen von mir Kontakt hat. Und das nutzen Kinder natürlich gerne aus ((lacht)): das hattest du schon erlaubt. Ja, nee, ist klar ((lacht)). Also da müssen halt schon auch Regelungen getroffen werden, dass wichtige Sachen schriftlich fixiert werden, aber sonst gehen die Kinder relativ gut damit um. Meine Kinder ((lacht)) die sind klasse, ja.“ Trotz der ausgeprägten Problematik liest man aus ihrer Beschreibung auch Unbeschwertheit und Freude.

Es war für die Betroffenen aller hier ausgewerteten Interviews keine Selbstverständlichkeit, dass ein Kind gut, gewaltfrei und gesund aufwachsen konnte. Wenn die Kinder keine größeren Probleme hatten, wurde dies als „Wunder“, als „Glück“ oder als Ergebnis persönlicher Stärke gesehen,

nicht als etwas Normales, nicht einmal als etwas Wahrscheinliches: „*Ich meine, im Großen und Ganzen hab ich ja Glück gehabt, wenn ich das jetzt mal so sehen, sagen darf, was mein Leben angeht. Ich habe eine gesunde Tochter und bin in einer zufriedenen Beziehung seit 25 Jahren und es gibt bestimmt noch – aber schlimmer geht ja immer. Unsere Tochter ist erwachsen und ist alles gut gegangen.*“ Dass die Tochter das Erwachsenenalter erreichte ohne große Probleme oder Katastrophen, sah Interviewpartnerin 318 weniger als ihren Verdienst an, sondern als Glück und damit als unverdient, als geschenkt. Der glückliche Ausgang brachte Erleichterung. Die Beziehung zwischen ihr und ihrem Mann hätte nicht so lange gehalten, „*wenn nicht unsere Tochter nicht gewesen wäre und ich nicht noch die Therapie hätte. Also das ist sehr viel Arbeit auch gewesen oder ist es auch.*“ Sie investierte in ihre Beziehungsfähigkeit eher für das Kind als für den Partner. Die Ehe als festen Rahmen von Elternschaft für die Tochter zu erhalten war „*Arbeit*“. Sie sieht Anstrengungen und Erfolge bei der Erziehung von Kindern und ihrer Begleitung beim Aufwachsen als Teil der Lebensleistung, die Betroffene erbringen, wenn sie gegen die Auswirkungen der sexuellen Gewalt kämpfen.

Eigene Stärke und Kompetenz wurde in diesen Fällen sehr wohl benannt, das Konzept des posttraumatischen Wachstums, das in der Literatur angesprochen wird,²² kam in den Interviews jedoch nicht vor. Eher wurde es als günstiges Schicksal angesehen, trotz der Gewalt Kinder gut aufzuziehen.

V. Vorläufige Schlussfolgerungen

Die Entscheidungen Betroffener für oder gegen eigene Elternschaft und ihre Erfahrungen in der Versorgung und Erziehung der Kinder waren sehr unterschiedlich. Es gab jedoch bei allen Interviewpartner*innen, die die Frage eigener Kinder und eigener Elternschaft ansprachen, das alles übergreifende Thema des Kinderschutzes: Kinder wurden als grundsätzlich gefährdet gesehen und Eltern in der Verantwortung sie zu schützen.

Einige hatten ganz selbstverständlich einen Lebensentwurf mit Ehe und Familie gewählt und sahen sich dann mit aufkommenden Problemen konfrontiert, die sie auf ihre eigene Kindheit und Jugend zurück verwiesen.

22 Courtenay/Cavanaugh/Harper/Classen/Palesh/Koopman/Spiegel, 506, 522.

Anderen Betroffenen erschien die Verantwortung, Kinder schützen zu sollen, vor dem Hintergrund der eigenen Biographie übermäßig groß. Die alles überschattende Sorge, der sexuelle Missbrauch könnte sich wiederholen und sie könnten nicht in der Lage sein, dies rechtzeitig zu erkennen und zu verhindern, gab den Ausschlag. Kam es zu der befürchteten Situation, dass sexuelle Übergriffe auf ein Kind bemerkt wurden, berichteten die Befragten, dass sie unterstützend und schützend handelten, es konnte jedoch auch zu einer unerträglich intensiven Konfrontation mit der eigenen Geschichte und zu einem Zusammenbruch führen.

Die Bilanz der Interviewpartner*innen fiel unterschiedlich aus: „*Wenn ich gewusst hätte, was auf uns zukommt, hätte ich niemals geheiratet und Kinder bekommen.*“ „*Was ich gut hinkriege, ist das mit den Kindern.*“ „*Was mir bei den Kindern nicht gelungen ist, mache ich an den Enkelkindern gut.*“ „*Ich hätte gerne Kinder gehabt.*“ Alle sprachen davon, ihr Bestes zu tun, sie kämpften mit vielfältigen Einschränkungen ihrer Handlungsfähigkeit als Folge der erlebten Gewalt. Weiterführend sind hierbei Überlegungen von Doll.²³ In seiner Auswertung von einigen Interviews unserer Studie, machte er die subjektiven Sinnkonstruktionen hinsichtlich Macht und Ohnmacht zum Gegenstand und versteht Macht auf der Grundlage eines handlungstheoretischen Machtbegriffs als soziale Figuration. Dieser Figuration ist Ohnmacht konstitutiv. Sie kann nicht nur situativ, sondern vor allem auch langfristig erlebt werden. Diese fortdauernde Ohnmacht bringt das Gefühl der allgegenwärtigen Bedrohung der Kinder und des eigenen Unvermögens zu schützen hervor. Ein Widerstreben gegen die Macht der Täter und Täterinnen – überwiegend ermöglicht durch Anerkennung und passende Unterstützung – kann deren Macht, vor allem aber die eigene Ohnmacht, begrenzen.

Es zeigte sich ein Zusammenhang zwischen dem Vorwurf Betroffener an die eigenen Eltern, sie nicht vor sexueller Gewalt geschützt zu haben, sie der Gewalt ausgeliefert oder sogar selbst missbraucht zu haben und dem eigenen Anspruch an die Qualität von Elternschaft. Interviewpartner*innen beschrieben teilweise einen unerreichbar hohen Anspruch. Eine mögliche Konsequenz war dann der schmerzhafte Verzicht auf eigene Kinder. Hier ist ein Dilemma zu sehen: Wenn Betroffene eigene Kinder

23 Doll, Ohnmacht und Macht im Kontext sexuellen Missbrauchs, Masterthesis, Freiburg, 2017.

haben, sind sie sozusagen dazu verdammt, bessere Eltern zu sein als ihre eigenen Eltern es waren.

Zu den Zweifeln Betroffener, ob sie in der Lage wären, eigene Kinder vor sexueller Gewalt zu beschützen, kam bei einigen die Sorge, wegen der gravierenden gesundheitlichen Auswirkungen der erlebten Gewalt keine guten Eltern sein zu können. Eigene Lebensleistungen wie die aktive Suche nach Unterstützung oder ein ausreichend gutes Erfüllen der Elternrolle wurden dann zu wenig gewürdigt. Winnicott,²⁴ der das Konzept der „good enough mother“ bzw des „good enough parenting“ entwickelte, kam zu dem Schluss, dass Perfektion Unsinn sei und ausreichend gute Elternschaft aus bestimmten Komponenten besteht: „(1) Love, care, and commitment; (2) consistent limit setting; (3) the facilitation of development.“²⁵ Mütter und Väter, die unter sexuellem Missbrauch gelitten haben, können trotz ihrer Liebe zu den Kindern Probleme haben, den Kindern ausreichende Sicherheit im Leben zu vermitteln, solange sie diese Sicherheit für sich selbst nicht erlangen konnten. Das Setzen angemessener Grenzen kann für sie schwierig sein, wenn sie selbst aller Freiheit beraubt und in ungerechte Regelsysteme gezwungen wurden. Selbständigkeit und Eigenständigkeit zuzulassen kann für sie zur Herausforderung werden, wenn die Ängste um die Kinder zu groß sind, das Bedürfnis zu schützen in Kontrolle umschlägt. Diese Eltern brauchen eine Unterstützung, die ihre Belastungen anerkennt und die Stigmatisierung der sexuellen Gewalt nicht fortsetzt.

Die Sorge um die Sicherheit der Kinder beschäftigt betroffene Frauen und Männer – jedoch auf unterschiedliche Weise: Betroffene Mütter sehen sich selbst nicht als Gewaltrisiko und verorten die Risiken für die Kinder außerhalb ihrer selbst in einer anonymen Öffentlichkeit oder bei Männern ihres sozialen Umfeldes, wohingegen betroffene Väter die Risiken bei sich selbst befürchten. Klischees von männlicher Täterschaft und vereinfachende, mechanistische Vorstellungen vom „Kreislauf der Gewalt“ müssen deshalb stärker in der öffentlichen Diskussion in Frage gestellt werden. Wenn betroffene Mütter und Väter davon ausgehen, dass ihren Kindern fast zwangsläufig dasselbe zustoßen wird, was ihnen angetan wurde, verstärkt es eine opferzentrierte Selbstwahrnehmung von fehlender Hand-

24 Winnicott, The maturational process and the facilitative environment, New York, 1965.

25 Hoghughi/Speight, Good enough parenting for all children, Archives of Disease in Childhood 1998, 293.

lungsfähigkeit und lebenslanger Schädigung. Gleiches gilt für eine Sicht auf sexuelle Gewalt, die deren Folgen generell als unüberwindbar einschätzt.

Weitere Forschung sollte sich offen und qualitativ, neben der Frage der Bewältigung von psychischen Folgeproblemen des sexuellen Missbrauchs, der Frage von sozialer Stigmatisierung zuwenden, die auch die zweite Generation betreffen kann. Wichtig wäre eine Evaluation von Unterstützungsangeboten mit diesen Fragestellungen: Gibt es Angebote für Betroffene in ihrer Rolle als Eltern? Gibt es ein Bewusstsein für die Dynamik der Auswirkungen sexuellen Missbrauchs in der Erziehungsberatung? Gibt es stationäre Therapie in die Eltern ihre Kinder mitbringen können? Wie kann das Gespräch zwischen betroffenen Eltern und ihren Kindern unterstützt und begleitet und gegenseitige Anerkennung gefördert werden?

Die Botschaften von Betroffenen haben in großer Zahl das sichere Aufwachsen heutiger und zukünftiger Kinder zum Thema. Die Sorge um den Kinderschutz bewegt sie, sich zum Interview bereit zu erklären oder zu einer Anhörung der Aufarbeitungskommission anzumelden. Es muss aber auch ihr eigener Bedarf an Hilfe gesehen werden. Neben den gesellschaftlichen Anstrengungen für Kinderschutz und Prävention muss in die Unterstützung aktuell betroffener Frauen und Männer investiert werden.

